

Wolfgang
BURGER

**WEN DER
TOD
BETRÜGT**

Ein Fall für
Alexander Gerlach

PIPER



dass es zumindest an diesem Abend nirgendwo auf der Welt ein Restaurant geben würde, das Meerbusch zusagte, hatte ich ihm die Entscheidung abgenommen und ihn kurzerhand ins Da Vinci an der Bahnhofstraße geführt, wo es auch Leichtes und Vegetarisches gab.

»Eine Droge wie Alkohol oder Kokain«, fuhr er fort.

Ich gab ihm recht.

»Das Verrückte ist nur, dass man für Drogen normalerweise bezahlen muss. Juli hingegen hat Geld dafür bekommen, dass sie ihrer Sucht frönte. Viel Geld.«

»Sie war für die Strategieplanung zuständig. Was bedeutet das konkret?«

Meerbusch seufzte einmal mehr. »Die Märkte ändern sich heutzutage ständig, hat sie mir einmal erklärt. Ein Unternehmen von der Größe der ORMAG muss sich deshalb unentwegt neu erfinden. Unrentable Unternehmensteile werden geschlossen oder abgestoßen. Neue Produkte werden entwickelt, neue Fabriken gebaut oder Firmen zugekauft.«

Aus unerfindlichem Grund kicherte er plötzlich albern und nippte dann wieder an seinem stillen, zimmerwarmen Wasser.

»Ständig hatte sie Besprechungen, ist in der Welt herumgejettet, um Kooperationen anzubahnen, neue, strategisch wichtige Kunden zu akquirieren oder kleine, zukunftssträchtige Hightechfirmen zu kaufen.«

Das Da Vinci war modern und hell eingerichtet. Edle weiße Tischdecken, dunkle Lederstühle und schlanke Vasen aus rotem Glas, die in den Fensternischen farbliche Akzente setzten. Inzwischen war es Viertel nach sieben, mehr und mehr Gäste kamen. Es duftete nach dem Süden, nach Meer und Knoblauch, dass mir das Wasser im Mund zusammenlief.

Wieder nippte der Künstler an seinem großen Becherglas, ohne wirklich zu trinken. Erst vor drei Wochen war seine umtriebige Frau zum Beispiel in Tel Aviv gewesen.

»Wozu, weiß ich natürlich nicht. Wie gesagt – wir haben wenig über ihre Arbeit gesprochen. Wenn sie abends nach Hause kam, dann wollte sie sich entspannen und den Stress des Tages hinter sich lassen.«

»Haben Sie den Namen Axel Schmidt schon einmal gehört?«, fragte ich auf gut Glück.

Ohne aufzusehen, schüttelte er den Kopf. Dann sah er mir plötzlich in die Augen, als wäre er eben erst aufgewacht. »Herr Gerlach, ich begreife immer noch nicht ganz, was das alles mit Julis Tod zu tun haben soll. Die SMS ist doch ganz eindeutig. Weshalb geben Sie sich nicht zufrieden damit, dass sie ... es getan hat, aus welchen Gründen auch immer?«

»Von der SMS wusste ich vor einer halben Stunde noch nichts.« Ich trank ein Schlückchen von meinem Barbera d'Alba. »Damit haben sich meine Zweifel natürlich erledigt, Sie haben vollkommen recht.«

Wenn ich davon absah, dass Frau von Lembke die kurze Nachricht nicht zu Ende geschrieben hatte, bevor sie über das Brückengeländer kletterte. Und dass ich immer noch weit und breit kein Motiv für einen Selbstmord erkennen konnte. Weshalb diese Eile? Hatte sie Sorge gehabt, sie könnte Sekunden später den Mut für den letzten Schritt nicht mehr haben? Hatte sie plötzlich eine solche Verzweiflung übermannt, dass sie das Leben keinen Augenblick länger ertragen wollte?

Unser Essen wurde serviert. Ich hatte mir in einem Anfall von Verschwendungssucht Linguine al Gusto di Mare bestellt, mein Gegenüber einen Tomatensalat, der zu seinem Entsetzen Zwiebeln enthielt.

»Was für eine Art Künstler sind Sie eigentlich?«, fragte ich, um das Gespräch vorübergehend auf unvermintes Gebiet zu lenken.

»Ich male«, erwiderte er in einem Ton, als wäre dies ein Grund, sich zu schämen. »Und ich komponiere auch ein wenig. Nicht allzu erfolgreich, um ehrlich zu sein.«

Wieder herrschte eine Weile Stille. Meerbusch häufte stumm Zwiebeln an den Rand seines Tellers. Ich genoss meine Pasta und verbannte alle Gedanken an Kalorien für heute aus meinem Kopf. Am Nachbartisch lachte eine Frau auf, brach erschrocken wieder ab, als wäre es hier verboten, sich zu amüsieren. Eros Ramazzotti sang über Amore e Passione. Meerbusch startete auf seinen Teller. Würgte schließlich mit sichtlichem Widerwillen ein Stück Tomate herunter. Es war nicht leicht, mit diesem unglücklichen Mann ein Gespräch zu führen, das diesen Namen verdiente.

»Die Angehörigen Ihrer Frau haben Sie schon informiert?«, fragte ich zwischen zwei Happen.

»Oh Gott!« Entsetzt sah er auf. »Daran habe ich bisher ... Aber es gibt ja auch gar nicht viele Angehörige. Julis Mutter lebt noch, nicht weit von hier. Juli ist in der Nähe von Heidelberg aufgewachsen, wussten Sie das? In ... wie heißt der Ort? Leimen? Gibt es das?«

Sie war ein Einzelkind gewesen, der Vater hatte seine Familie verlassen, als sie noch keine sechs Jahre alt war.

»Aber die Mutter, wie konnte ich nur ...« Fahrig griff er sich an die Stirn.

»Was ist mit der Freundin, die sie besuchen wollte?«

Er steckte sich ein weiteres Tomatenstückchen in den Mund. »Ich weiß nicht, wo sie wohnt, ich habe ihre Nummer nicht. Ich weiß gar nichts über diese Anita, außer dass die beiden zusammen studiert haben, in Berlin.«

»Wann in der Nacht haben Sie Ihr Handy an die Wand geworfen?«

Er zögerte mit der Antwort. Das Thema war ihm sichtlich unangenehm. »Ich weiß es nicht mehr. Ich war betrunken. Irgendwann wurde es mir zu langweilig im Hotel. Ich bin in die Stadt gegangen, um noch irgendwo ein Glas Wein zu trinken. Wenn sie sich amüsierte, weshalb nicht auch ich?«

»In welchem Lokal waren Sie?«

»In verschiedenen. Ich habe mich treiben lassen, und am Ende war ich ziemlich ... nun ja.«

»Wie und wann sind Sie wieder zum Hotel gekommen?«

Mit einem Taxi, so viel wusste er immerhin noch. »Es war schon spät. Aber wann genau ...?« Achselzucken.

In diesem Moment kam mir zum ersten Mal der Verdacht, Meerbusch könnte befürchtet haben, seine Frau hätte die Nacht nicht bei ihrer Freundin, sondern bei einem anderen Mann verbracht. Zu dumm, dass wir das Handy der Toten bisher nicht gefunden hatten.

Unsinn. Solange ich keine belastbaren Indizien dafür hatte, dass Frau von Lembke einer Gewalttat zum Opfer gefallen war, würde mir kein Richter erlauben, ihr Handy auch nur anzufassen.

»Diese Freundin, Anita, Sie wissen sonst wirklich nichts über sie?«

»Nur dass sie irgendwo in Heidelberg wohnt, verheiratet ist und drei Söhne hat. Laut Juli alles wüste Rabauken. Lärmig, rotzfrech, respektlos.«

All das also, was schon die alten Ägypter an der damaligen Jugend auszusetzen hatten.

Wieder stach er in ein Tomatenstück, betrachtete es gedankenverloren, legte die Gabel auf den Teller zurück, senkte den Kopf und begann unvermittelt, lautlos zu weinen. Seine Schultern zuckten, der Atem ging unruhig und stoßweise.

Ich fand ein unbenutztes Papiertaschentuch in der linken Hosentasche und reichte es ihm. Er schnäuzte sich wie ein Mädchen, wischte sich die Augen trocken, sah mir endlich wieder ins Gesicht.

»Ich kann nicht mehr«, flüsterte er mit jetzt fast irrem Blick. »Ich möchte jetzt lieber ... bitte ...«

Ich winkte der Bedienung und bat um die Rechnung.

»Und wenn er einfach mal eine Weile bei uns wohnt?«, fragte Louise beim gemeinsamen Abendessen mit hoffnungsvollem Blick.

Sie war die jüngere meiner beiden Zwillingstöchter und sah mitleiderregend aus. Blass, müde, mit dunklen Ringen unter den Augen. Seit Wochen, ach was, Monaten, machte ich mir Sorgen um sie. Erst nach langem Hin und Her hatte sie mir gestanden, dass ihr neuer und leider ziemlich fester Freund – wie von mir bereits länger vermutet – Michael Waßmer war. Der junge Mann studierte in Heidelberg Mathematik, war außerdem heroinabhängig und lebte zurzeit in einer Drogen-WG der übelsten Sorte. Ich hatte erst seine Mutter, dann ihn selbst während der Aufklärung eines abscheulichen Verbrechens kennengelernt, in dessen Umfeld mir später Milena in den Schoß fiel. Die jetzt bei Theresa wohnte und der Grund dafür war, dass ich nicht nur den Abend außer der Reihe bei meinen Töchtern verbrachte, sondern auch hier schlafen würde.

Nach dem Gespräch mit Kai Meerbusch hatte ich Theresa angerufen und versucht, die sinnlose Verstimmung aus der Welt zu schaffen, die seit Neuestem zwischen uns stand wie eine Wand aus Panzerglas. Aber schon ziemlich bald war sie wieder auf das Thema Milena gekommen, hatte erneut von Asylanträgen gefaselt und mich am Ende allen Ernstes gefragt, ob ich wisse, wie man zu überschaubaren Kosten an einen halbwegs gut gefälschten Personalausweis kommen könne. Daraufhin hatte ich sie für verrückt erklärt, ein scharfes Wort hatte ein noch schärferes ergeben, und so saß ich nun noch schlechter gelaunt als am Morgen an meinem eigenen Küchentisch und nicht bei meiner zurzeit so kratzbürstigen Göttin.

Im November war es gewesen. Einer meiner Mitarbeiter war auf sadistische Weise ermordet worden. Vier Monate war das nun schon wieder her, und noch immer litt ich

unter den Nachwehen. Und daran, dass meine Jüngste sich ausgerechnet einen Drogensüchtigen als ersten festen Freund hatte aussuchen müssen.

»Mick muss raus aus der WG«, fuhr sie kraftlos fort. »Er kommt von dem Zeug nicht los, wenn er ständig mit Junkies zusammen ist. Er will ja aufhören, er will es wirklich, Paps. Aber er findet einfach kein anderes Zimmer, und ich mach mir solche Sorgen um ihn.«

Dass es schwer war, in Heidelberg eine bezahlbare Studentenbude oder ein WG-Zimmer zu finden, war mir nicht neu. Aber in diesem Fall wirklich nicht mein Problem.

»Kein Wunder, so wie er rumläuft«, warf ich herzlos ein.

Mick sah leider genau so aus, wie der gemeine Bürger sich einen Junkie vorstellte. Mit seinen fettigen Rastazöpfen, der ungepflegten Kleidung, seinem ewig schlecht rasierten Gesicht war er der Albtraum jeder Schwiegermutter in spe. Und jedes Schwiegervaters auch. Obwohl ich ihn glücklicherweise nur selten zu Gesicht bekam, war mir nicht entgangen, dass er seit November weiter abgemagert war. Dass er immer weniger auf sein Äußeres achtete, auf Körperpflege, Kleidung, auf Haltung. Meine größte Sorge war natürlich, er könnte meine Louise mit in seinen Sumpf ziehen. Inzwischen beobachtete ich sie ständig, suchte nach ersten Alarmzeichen. Nicht nur einmal hatte es Streit gegeben wegen dieser Liebe, die in meinen Augen eine Amour fou der allerschlimmsten Sorte war. Aber was waren meine Optionen? Verbot ich ihr den Kontakt, dann würde sie ihren Mick eben heimlich treffen. Oder im schlimmsten Fall zu ihm ziehen, in diese stinkende und verlotterte Wohngemeinschaft an der Sandgasse. Und ich hatte wahrhaftig keine Lust, sie dort mit Gewalt wieder herauszuholen und zu Hause einzusperren.

»Ich sehe absolut nicht ein ...«, ereiferte ich mich, bremste mich jedoch sofort wieder. »Versteh doch, wir haben hier einfach zu wenig Platz.«

»Wieso denn?«, quengelte sie mit feuchten Augen. »Er kann in meinem Zimmer pennen. Er kann sein Zeug in meinen Schrank tun. Er hat ja eh nicht viel. Könnte sogar Miete zahlen. Zahlt er in der Sandgasse ja auch. Zweihundertzehn pro Monat.«

Sarah folgte unserem Gespräch mit scheinbar unbeteiligter Miene. Mir war nicht verborgen geblieben, dass auch sie den Freund ihrer Schwester nicht ausstehen konnte und sich ebenfalls ihre Gedanken machte. Während ihre Haare inzwischen wieder so gerstenblond waren wie früher, waren Louises seit einigen Wochen so schwarz, wie ich die Zukunft ihres Freundes einschätzte. Natürlich landete nicht jeder, der Heroin nahm, auf dem Drogenstrich oder tot im Bahnhofsklo. Einige wenige schafften es, kriegten die Kurve, bezwangen ihre Sucht. Wenn jemand da war, der ihnen half, der ihnen die Kraft dazu gab, die sie selbst nicht hatten. Aber warum zum Teufel musste in diesem Fall ausgerechnet meine kleine Louise dieser Jemand sein?

»Wir haben genug Geld«, erwiderte ich bockig.

Aber Louise war ein kluges Mädchen. »Und wenn es erst mal nur für ein paar Tage ist?«, schlug sie vor. »So probeweise, für ein, zwei Wochen? Und wenn's wirklich nicht geht, dann geht's halt nicht. Wenn es aber doch geht, und er kommt klar und kommt weg von dem Scheiß, stell dir doch mal vor, Paps, was das für ein Gefühl wäre! Für dich doch auch.«

Schweigend kaute ich auf meinem Dinkelvollkornbrot mit kalorienarmem Kochschinken. Der Appetit war mir inzwischen gründlich vergangen. Außerdem hatte ich vor einer Stunde schon zusammen mit Kai Meerbusch zu Abend gegessen.

»Die wenigsten halten einen kalten Entzug durch«, verkündete ich grimmiger, als ich mich in diesem Moment fühlte. »So jemand braucht Rundumbetreuung. Du unterschätzt das, Louise. Ich finde es ja toll, dass er clean werden will. Aber dazu muss er erst mal zur Drogenberatung. Die helfen ihm. Die können so was. Du schaffst das nicht, glaub mir. Ich habe durch meinen Job leider genug Erfahrung mit Fixern, um das beurteilen zu können.«

»Okay.« Louise holte tief Luft und sagte genau das, was ich schon befürchtet hatte: »Wenn Mick nicht hier wohnen darf, dann wohn ich eben ab morgen bei ihm.«

Ich verschluckte mich an meinem Brot. Hustete. Sarah klopfte mir schweigend auf den Rücken.

»Also gut«, keuchte ich, als ich wieder halbwegs bei Atem war. »Für eine Woche erst mal. Wir stimmen ab. Wer ist dafür?«

Louise hob die Hand.

»Wer ist dagegen?«

Ich hob die Hand.

»Und du?«

Sarah zuckte mit den schmalen Schultern, murmelte etwas wie: »Eine Woche ist schon okay.«

»Aber eines ist sonnenklar.« Noch einmal sah ich meine Jüngste streng und erzieherisch an. »Wenn ich in dieser Wohnung jemals irgendetwas finde, was nach Drogen aussieht, wenn er zgedröhnt hier rumhängt, wenn er sich nicht anständig benimmt, dann fliegt er so schnell raus, dass du nicht mal ›Paps‹ sagen kannst, verstanden?«

Louise strahlte mich an, als hätte ich ihr soeben ein großes Geschenk gemacht. Ein Geschenk, mit dem sie längst nicht mehr gerechnet hatte.

»Ich werde diese Sache genau beobachten. Sehr genau.«

Sie strahlte immer noch.

»Du bist verantwortlich dafür, dass der Knabe hier keinen Mist macht. Du, verstanden? Du allein!«

Louise sprang auf mit den Worten: »Ich ruf ihn gleich an. Er freut sich bestimmt wie ein Tier. Er mag dich übrigens, Paps.«

Tatsache war, dass ich Mick im Grunde auch mochte. Wir hatten im November vielleicht eine halbe Stunde lang miteinander gesprochen. Von mir hatte er erfahren, dass der Mann seiner Mutter nicht sein Vater war. Und am Ende hatte ich ihn tatsächlich sympathisch gefunden.

Aber zwischen sympathisch finden und Bad und Kühlschranks teilen ist ein himmelweiter Unterschied.